

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 121.

Donnerstag, 4. Mai

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenberg.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Musik erklang aus den einzelnen Stodwerken.

Maree und Herr von Thale, mit dem sie letzten Sommer das Tennisturnier im Blau-Rot gewonnen hatte, verhandelten mit heftigem Eifer die Fehler bekannter Sportgrößen, während sie die große Treppe hinaufgingen. Was anders konnte man mit Thale überhaupt nicht sprechen; aber dieses dafür ausgiebig!

„Das einzige Wahre, um im Training zu bleiben, ist Hallentennis“, dozerte er.

„Na, hier können Sie dieses Genusses ja ausgiebig teilhaftig werden“, lachte Maree. So merkwürdig nichtsagende Gespräche hatte sie schon lange nicht mehr geführt, konstatierte sie mit leichtem Staunen, und begriff nicht mehr, daß sie mit diesem Mann einmal heftig geflirtet hatte. Nett war es ja, so zu schwätzen, und vielleicht war die Welt auch nicht überall so lastend wie zu Hause, manchmal . . . Und wie reizend, sich's auf kurze Zeit wenigstens einzubilden!

„Sie müßten in Ihrer Nähe eine Tennishalle haben, um im Training zu bleiben!“ erklärte der Tennisjünger hartnäckig.

„Vielleicht auf einem von unseren Rübenäckern“, nickte Maree lachend. „Aber jetzt würd' ich zu gern was essen! Ich habe nämlich einen Mordshunger, nach der Oper!“

„Natürlich! Wenn man aber auch solche Anstrengungen auf sich läßt! Herr von Ratin, haben Sie bestellt?“

„Jawohl, es kommt gleich!“

Sie hatten an einen runden Tisch in einer Nische Platz genommen. Vom Nebensaal drangen die Töne eines Tangos.

„Also, dann wollen wir einstweilen tanzen, gnädige Frau!“ Thale hing Marees Brokatmantel über den Stuhl. „Wir wollen mal das Orchester im gelben Saal hören!“

„Sehen Sie doch, ob Sie die Barbj irgendwo auf-tun“, rief Frau von Kiel den Beiden nach, „sie kommt wieder mal eine Stunde zu spät!“

„Allright! Ja, hier durch geht's am besten. Ich gehe vor, ja? Gott, diese Menschenmassen! Hallo, Maree, wo stecken Sie denn? Hallo! Ja, Gnädigste, wenn Sie plötzlich stehenbleiben, kommen Sie mir natürlich abhänden! Was sagen Sie, Herr? Ich hätte Sie getreten? Pardon, ich steh' ja schon eine Viertelstunde, ohne mich vom Fleck zu rühren! Sie — mich? Ja, das kann sein! Bitte, bitte, macht fast gar nichts . . . Hallo!“

Maree hörte nichts von allem. Sie starrte auf die gegenüberliegende Ede, wo zwei Herren miteinander sprachen. Der eine — große — der ihr den Rücken lehrte — da, jetzt sah man sein Profil — mein Gott im Himmel! Laß es nicht wahr sein! Marees Hände fielen zu beiden Seiten ihres Körpers herab.

Es war Frank Offersdorf.

„Ja, was sagten Sie, Gnädigste?“

„Ich — oh — gar nichts — glaube ich —“

„Hier können wir durch. Oder ist's Ihnen zu voll? Ja, wenn so ein Lokal neu eröffnet ist! Ich hab' gleich gesagt, wir wollen lieber in die „Queen“ gehen. Aber die Bab wollte ja absolut hierher! Wollen wir lieber eins höher?“

„Nein, nein — hier ist's ja schön —“

Maree glitt hinter Thale her, durch den Menschenstrom. Sie zitterte am ganzen Körper.

„. . . wenn er mich sieht! Gott — er darf mich nicht sehen! Bitte, bitte, laß ihn weggehen, ich kann ja nicht!“ betete sie — wie sinnlos in ihrem Innern. Dabei war es, als glühe sie am ganzen Körper, und als könnten alle es sehen. . . „ich möchte zur Tür heraus, und ins Auto, und weg . . .“

Thale wandte sich um:

„Da sind wir schon! Ach, Doktor Reiner, guten Abend! Sie kennen sich? Da ist ja auch die Bab! Küß die Hand, Bab! Zu Weihnachten schenk' ich dir 'ne Uhr! Dann kommst du vielleicht einmal pünktlich! Zu 'nem Küchenwecker langt's noch!“

„Rührende Seele“, lachte Bab zu den beiden auf, „aber ich bin einfach nicht früher fertig geworden!“

Ihr goldblondes Haar lag flimmernd gegen den roten Sammt ihres Abendjäckchens, lange Ohrringe fielen ihr auf die nackten Schultern. Ihre Haltung hatte jetzt das Lässige — Blasierte, das alle Frauen hier zur Schau trugen, nur ihre Augen lachten kindhaft, unbekümmert:

„Ist dein hoher Herr schon da, Mareelein? Nicht! Also amüsterst du dich auch noch!? Wo sitzt ihr denn?“

Reiner küßte Maree die Hand:

„Den nächsten Tanz, ja, gnädige Frau? Wir haben seit Ihrer Verlobung nicht mehr zusammen getanzt.“

„Die Jazzband geht, wir haben gerade ein paar Takte aus dem untersten Stod aufgefangen“, konstatierte Barbj.

„Wo ist denn Herr von Ratin? Ich habe ihn mal in Ägypten getroffen, vor Jahren. Sella Kiel erzählte, er sei heute abend hier!“

„Avanti, Kinder, trennen wir uns — auf fünf Minuten! Ich krieg hier dauernd auf die Füße getreten.“

Maree mußte lächeln — und antworten — und rings war Stimmengewirr und Musik — und irgendwo war Frank . . .

Es war nichts gewesen — nein, es war nichts gewesen — fern war die Oktobernacht — endlos weit — man hatte jemand die Tür geöffnet — wie war das noch? Damit die Mutter nichts erführe . . . Und hatte man nicht zurückfinden wollen — hatte man nicht alles versucht? . . . Und jetzt — jetzt? Ist nichts mehr da, als ein Rest mühsam zurückgerissener Besinnung . . .

„Wie wollen wirklich tanzen“, Maree wandte sich an Thale, ein fieberndes Lächeln auf den Lippen. „Gott sei Dank. Adieu Bab. Im roten Saal drüben?“

Da drehten sich schon die Paare. Marees Augen suchten aufgeschreckt — er war nirgends zu sehen. Nirgends? Nein! Warum war er hier? Wie kam er denn nur hierher? In ein Vergnügungslokal! Frank! Maree biß sich auf die Lippen . . . Was wußte sie schließlich von Frank? Er hatte wohl eine Freundin hier, mit der er ausging . . .

Maree schloß Sekundenlang die Augen. War es das? O Gott — war es das? Aber er war allein gewesen! Und wie kam es, daß er in Deutschland war? Nach den wenigen Andeutungen, die Hans widerwillig gemacht hatte, mußte er doch in Rußland sein . . .

Aber warum war er dann hier? Und wo war er nun?

Applaus . . . Die Paare standen einen Augenblick still. Maree sah zu Herrn von Thale auf:

„Wollen wir nicht in dem nächsten Saal tanzen, es ist so heiß hier?“

„Natürlich, greulich voll die Bude!“
Im Nebenraum war grellweißes Licht, die große Kristallkugel an der Decke drehte sich und warf schimmernde Reflexe in alle Ecken des Saales. Er wird doch nicht hier sein . . . Plötzlich mir gegenüber auftauchen, tanzen . . . Oder war es wahnhaftig zu glauben, daß er überhaupt unter den Tanzenden sein könnte? Er war doch versem, er war doch unmöglich . . . freilich, man war in Berlin . . . und er war hier . . . er war in diesen Räumen.

Der Tanz war zu Ende. Maree und Thale gingen langsam durch die Flucht der Säle. Barby und Reiner kamen aus dem oberen Stock. Die übrigen sahen an dem Tisch in der Nische.

„Frau von Offersdorf, da ist ein Brief für Sie abgegeben worden!“ Helle Kiel reichte Maree einen Umschlag hin.

„Wahrscheinlich von deinem treuen Gatten! Er will wohl nicht kommen? Hat eine Konferenz?“ lachte Bab der Freundin zu. Und brach ab, als sie Marees erblaßtes Gesicht sah. Einen Augenblick nur, dann wandte sich Barby der übrigen Tischrunde zu: „Kinder, wer begleitet mich morgen zur Avis?“ fragte sie sehr laut. „Ich will meine Karre ausprobieren. Wer ist Auto-Experte unter euch? Nein, Helle, sei still! Du bist neu! Ich erst in einen Graben gestaut. Es kommen nur seriöse Herren in Frage! Du kannst dich meinetwegen hinten hereinklemmen! Also — Antwort, bitte!“

„Um wieviel Uhr soll denn das sein, gnädige Frau?“
„Ah, Sie sind vorfichtig“, lachte Bab, „sagen wir mal fünf Uhr — Bahnhof Heerstraße.“

„Soviel ist's ja bald, Barby!“
„Schaff' dir den Küchenweder lieber für dich selber an, Ferdi, es ist knapp eins!“

„Um eins bist du ja erst gekommen, Bab, und das ist 'ne Stunde her!“

Während des Stimmgeplänkels hatte Maree den Brief aufgerissen. Sie starrte auf das Blatt Papier und fühlte, daß sie glühend rot wurde. Dann knäuelte sie den Brief zusammen und steckte ihn in ihre Straßentasche. Einen Augenblick sah sie regungslos, dann wandte sie sich den anderen zu.

Ein Tango wurde im Nebenraum gespielt, eine sehnsüchtige Sargophonmelodie. Langsam wurde der Saal in rötkliches Licht getaucht. Herr von Ratin beugte sich zu Maree:

„Gnädigste, wollen wir tanzen?“
Maree nickte und stand auf. Ihre Rechte hielt die kleine Tasche umklammert. Sie folgte Ratin in den anstoßenden Raum. Während des Tanzes spürte sie seinen Blick auf sich geheftet, und zögernd sah sie zu ihm auf. Ratin sprach nicht. Dennoch war's, als hätte er etwas gesagt. Seine Augen, durchdringenden Augen, der ganze, ergraute Kopf hatte etwas seltsam Wissendes. Marees Blick fiel auf die Armbanduhr. Dreiviertel zwei. Ein Zittern durchlief sie. Schemen. Und alles — Arme, Hände, Füße, alles was sonst zu gebrauchen

war, versagte und war fremd und feindlich am eigenen Körper.

Der Tanz war zu Ende. Man ging zu den Tischen zurück. Maree nahm ihren Abendmantel um und beugte sich zu Barby Ellinger herunter:

„Ich muß telefonieren gehen, Bab. Ich komme gleich wieder!“ Barby nickte nur. Maree zog den Mantel über der Brust zusammen. Wieder waren nur Schemen ringsum. Ferne Musik. Jergendwo waren Ratin's Augen.

Dann fiel die Tür hinter ihr zu.

In dem kleinen Zimmer hinter der Bar brannten nur die gelben Glampen. Frank Offersdorf ging auf und ab. Sein Blick hing an der Tür. Ein altes Lied fiel ihm ein: . . . fern hallt Musik, doch hier ist stille Nacht — mit Schummerdunst anhauchen mich die Pflanzen — ich habe immer, immer dein gedacht . . .

Da, ein Schritt an der Tür. Sie öffnet sich. Sehr langsam. Man konnte nicht die Erregung spüren, die Maree beherrschte, als sie nun so zögernd eintrat.

Er blieb stehen, ohne sich zu rühren. Stand, und sah sie an, als ob er sie zum erstenmale erblickte. Sie lehnte in der Tür, weil sie plötzlich nicht weiter konnte. Der schillernde Mantel hing noch über ihrem weißen Kleid. Er sah das Beben, das über ihre Hände lief, und mit einem Schritt war er neben ihr.

„Daß Sie da sind“, er spricht stockend, „Sie sind gekommen —“

„Sind Sie allein hier?“ Marees Stimme ist atemlos. „Und was — was machen Sie hier —“

Sie bricht ab unter seinem erstaunten Blick. „Ich hörte, daß Sie herkämen“, sagte er langsam, „ist das nicht genug, um hier zu sein?“

„Und — ich bin beinahe weggelaufen, wie ich Sie sah“, stammelte Maree. Und versucht sich zu wehren gegen das jähe Gefühl des Glücks, das sie überkommt.

„Sie wollten mich nicht sehen?“ fragt Frank Offersdorf.

„Ich — es war wie ein Überfall“, murmelte Maree, und kann nicht aufsehen.

„So — das scheint mein Verhängnis zu sein, daß ich Sie immer überfalle.“

Wie bitter das klingt. Erschrecken überfällt Maree, sie sucht seine Augen, aber die sind fremd. Er zuckt die Achseln.

„Ah ja, Sie denken wohl, ich wollte wieder etwas von Ihnen! Sie brauchen keine Angst zu haben, gnädige Frau —“

Sie stehen sich gegenüber, beinahe feindlich. Maree spürt ein Würgen in der Kehle. Kann man ihm denn nicht sagen, wie man sich nach ihm gesehnt hat? All die Wochen her, in denen man um Vergessen gekämpft hat! Nein, man kann nichts sagen! Überall sind Mauern, Abgründe, über die man nicht hinweg kann. Alle Worte sind matt, und die großen, die wirklichen, stehen wie schwarze Engel und wehren mit flammendem Schwert ab.

„Ich habe doch keine Angst“, sagt sie gequält, und fühlt, wie lächerlich das ist.

Er steht im Dunkel, sie kann sein Gesicht nicht sehen. Sie richtet sich auf:

„Ich — habe Ihnen die Tür aufgemacht, Frank“, sagt sie leise und sehr fest. „Und ich würde es immer wieder tun, wenn es sein müßte!“

Sein Kopf fährt herum, er starrt sie an: „Was sagen Sie da?“

Sie lächelt zart und unbeirrbar:

„Immer wieder, Frank!“

Er packt ihre Hand:

„Warum sagst du das?“

„Ich muß es sagen. Für mich und für dich. Verstehst du das?“

„Du kennst mich nicht!“, seine Stimme klingt heftig. „Du weißt nicht, was du sagst! Die anderen wissen besser Bescheid über mich!“

(Fortsetzung folgt).

Das Erwachen der Blume.

(Reimlose Rhythmen.)

Sie hat geschlafen,
behütet wie du einst in einem mütterlichen Schoß.
Aein Traum weckte sie,

Sondern der Sonne gold glänzender Schein.
Leise umflüchtelt vom lauen Frühlingswind
singt die Mornacht: „Schlase und träume mein Kind!“
Ihr Schlaf war weich
und sie knospenhaft geschlossen, trotz alledem
ein Märchen ahnen lassend.

Des Frühlings junge Lebensglut hieß sie erwachen.
Sie sprang auf.
Wie eine Mutter küßte die Sonne ihre jugendlich
leuchtende Frische.

Berlen und Diamanten wurden ihr geschenkt.
Selbst die Nacht empfand bis in die Fingerspitzen,
Wenn sie sie schemenhaft umkostete,
Verheißene Pracht.

Sie ward die Schönste im Garten.

Heinrich Schleicher.

Das kühne Herz.

Skizze von Franz Maßke.

In Döbling, jenem idyllischen Nest vor den Toren der alten
Kaiserstadt Wien, waren eines Morgens die Zungen einiger
Mädchen sehr geschäftig:

„Der sächsische Studiosus und die Adamberger — unsere
Toni vom Hofburgtheater den Ausgewiesenen? — Nein — —“
„Er ist ein Dichter. Darum vielleicht hat sie „Ja“ gesagt.“
„Ein Lustig ist er, sonst wär er in Leipzig nicht relegiert.“
„Das ist doch wegen des Duells. Ein mutiger Junge. Den
Säbelhieb auf der Stirne möcht' man küssen.“
„Hahaha, sei doch schon ehrlich und sag: lieber seinen Mund.“
„Na ja, meinetwegen — —“

Da bog der Studiosus um die Ecke. Die Schöbe flogen nur
so. „Grüß Gott“, lachte er, setzte die Gasse hoch und verschwand
unter einem traulichen Giebel. Die Mädchen standen ganz ver-
dattert da, und die mit der lästerlichen Zunge meinte, den Finger
auf den Lippen: „Er wird's doch nicht gehört haben?“

In der kleinen Dichterstube brannte bis spät in die Nacht
hinein das Licht. Kaum ein Abend, an dem das Giebelstern
nicht voll freundlicher Helle durch die Lindenweige sah. Keines
der Döblingen Mädchen wagte mehr ein lästerliches Wort zu
sagen. Ehrfürchtig fast gingen sie unter dem Fenster vorbei: „Er
muß doch halt ein ernsthafter Mensch sein.“

Als am 30. Dezember anno 1812 das große historische Trauer-
spiel „Briny“ im Theater an der Wien zum ersten Male über
die Bretter ging, da flatterten am hellsten die Herzen der Döb-
linger Mädchen in der aufbrausenden Begeisterung: „Unser
Studiosus, — unser Döblingen Dichter!“ jauchzten sie. Der ein-
undzwanzigjährige Theodor Körner stand da im Rampenlicht
mit seinen Blumenkränzen in rührender Hilflosigkeit wie ein
großer Junge.

Wenn die frühen Nebel das Fenster der Döblingen Dichter-
stube verhängten, flammte das Öllämpchen auf, und eine flinke
Feder lief über weiße Vogen. Manchmal sprang der Dichter
auf, griff sich die Gitarre vom Hals und zupfte die Saiten zu
seinen neuesten Versen. Er sumnte eine Melodie vor sich hin,
ließ mit den losen Blättern seiner Lieder zu Toni und sang mit
hinzureißender Gewalt von Freiheit und Ehre. Dann stahl sich
in das Gesicht seiner heiteren Braut flüchtig ein weher Zug. Sie
nahm seine Hand und lehnte sich an seine Schulter. Er aber riß
ein neues Blatt aus der Rocktasche, legte das Lied aufs Spinnett,
und mit jauchzender Hand drückte er sie auf den Sessel: „Spiele!“ —
Und abermals füllte seine mächtige Stimme den Raum. Als
der letzte Ton im Spinnett verzitterte, falteten sich die Hände der
Braut im Schoß, und ihre Stirn senkte sich. Da riß er sein Mädchen
hoch: „Toni, du bist eine Soldatenbraut.“ Er drückte ihre beiden
Hände und hastete nach Döbling zurück.

Dort stieß er den Federkiel heftig ins Tintenfaß und schrieb
am 10. März 1813 an den Geheimen Konjunktoralrat Dr. Christian
Gottfried Körner in Dresden: „Vieber Vater, Deutschland steht
auf! Der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch
seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen
Freiheit ... Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden
Brüdern meinen Jubel nachschleiern?“

Bier Tage später jagte er mit Kurierpferden der schlesischen
Grenze zu. Toni Adamberger stand milde winkend vor den Toren
der Kaiserstadt. Als der Wagen längst ihren Blicken entschwinden
war, stand sie noch da wie ein Licht im Wind, das Taschentuch
fest in die kleine Hand gepreßt.

Nach einigen Tagen rasselte der Wagen über das Pflaster
von Breslau. Die Pferde wieherten im schaumbedeckten Zaun-
zeug vor dem Gasthof „Zum goldenen Scepter“. Dort im Werbe-
büro des Lützowischen Freicorps hieß Theodor Körner seinen
Ramen auf ein Blatt und wurde damit einer der „schwarzen
Gesellen der wilden verwegenen Jagd“.

Das kühne Herz läßt sich nicht länger mahnen,
Der Sturm der Schlachten trägt es brausend fort;
Die Leier schweigt, die blanken Schwerter klingen.
Deraus mein Schwert! Magst auch dein Liedchen singen.

Das kühne Herz hat vor 120 Jahren aufgehört zu schlagen,
an einem hellen Sommertage nach wilden, verwegenen Jagden
hinter feindlichen Heereshaufen.

Oder lebt es doch? —

Als ich im letzten Sommer durchs Mecklenburgische wanderte
und auch die Eiche bei Wöbbelin fand, wo Theodor Körners
Waffenbrüder ihn mit seiner eisernen Braut einbetteten, da kam
eine Jungfrau gezogen, und in ihren Gitarren erwachte sein
Gebet:

Führ uns! — Fall unser Loos
Auch tief in Grabeshöh,
Lob doch und Preis Deinem Namen!
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind Dein in Ewigkeit!
Für uns, Allmächtiger! — Amen.

Sangen's, und die Aste der Eiche reckten sich wie segnende
Hände über sein Grab und über jene, die seine Lieder aus „Leier
und Schwert“ als ein Vermächtnis seines Herzens durch deutsche
Lande tragen.

Der ewige Vorschuß.

Von Walter Hoff.

Die Sache fing damit an, daß der Reporter Schuhmacher
einen Vorschuß haben wollte.

„Ich denke nicht daran“, sagte der Lokalfiskal. „Sie sind
ein Windhund, Schuhmacher. Bringen Sie mir erst eine
ordentliche Reportage, dann meinetwegen.“

„Aber es ist doch augenblicklich absolut nichts los!“

„Quatsch! Für einen tüchtigen Reporter ist immer was
los. Und wenn nichts los ist, dann macht er was los.“

„Sie können doch nicht verlangen, daß ich einen Raub-
mord begehe, die Zeile zu 10 Pfennig!“

„Raubmord ist augenblicklich nicht gefragt. Es muß auch
nicht immer was Kriminelles sein. Warten Sie mal — ich
hab' eine Idee! Sie sollen hundert Mark Vorschuß haben,
aber — eine Hundertmarknote. Damit ziehen Sie los und
suchen den Schein klein zu machen. Was Sie dabei erleben,
darüber schreiben Sie eine hübsche Reportage. Einver-
standen?“

Schuhmacher erhielt eine Hundertmarknote und ging ein-
mal zunächst in seine Wohnung. Vor seinem kleinen Zimmer-
chen stellte ihn seine Wirtin.

„Herr Schuhmacher, ich muß Sie daran erinnern, daß
heute bereits der Achte ist!“

„Ich weiß, Frau Traube, aber ich habe im Augenblick
kein Aleingeld — sehen Sie; hier ist ein Hundertmarkschein.
Sobald ich ihn gewechselt habe, erhalten Sie Ihre 40 Mark.“

Frau Traube war sehr zufrieden mit dieser Aussicht.

Dann zog Schuhmacher los. Er stieg in die Elektrische.

„Nee, nee!“, rief der Schaffner, als er ihm die Note vor
die Nase hielt, „der jeht nich. Herr. Fahrjeld is abgezählt
bereit zu halten. Hundert Mark — bei Ihnen piept et
wohl!“

„Der Schein ist ein gesetzliches Zahlungsmittel“, sagte
Schuhmacher kühl, „und Sie sind verpflichtet, ihn zu nehmen.
Aussteigen? Fällt mir gar nicht ein!“

„Jut!“, sagte der Schaffner. „Hier is die Fahrkarte.
Hinten druff schreibe id meine Adresse und Sie schicken mir
die 25 Pennje mit da Post oder durch 'n Kollegen. Ich habe
die Nummer hundertahtundfunzich.“

Dagegen ließ sich nichts sagen — umsoweniger, als die
übrigen Fahrgäste eine feindselige Haltung gegen den Bes-
siger des Hundertmarkscheines einzunehmen schienen. Es
wurden Bemerkungen laut über Falschgeldfabrikanten, über
Leute, die anscheinend noch aus der Inflationszeit übrig ge-
blieben seien, über Bankräuber, die man der Polizei über-
geben sollte — Schuhmacher zog es vor, schon nach ein paar
Haltestellen auszusteigen und eine Taze zu nehmen.

Der Fahrpreisanzeiger registrierte 1.20 Mark, als Schuh-
macher ausstieg.

„Bitte!“ sagte er zu dem Chauffeur, und hielt ihm den
Hundertmarkschein hin. „Ich habe es leider nicht kleiner.“

Der Chauffeur sah ihn an, als hätte er den Kaiser vor

China vor sich. „Herr — wie denken Sie sich denn das? Ich habe keine drei Mark eingenommen — wie soll ich Ihnen denn da herausgeben können?“

„Das geht mich doch nichts an — für Wechselgeld müssen Sie doch selbst sorgen. Ich habe kein anderes Geld — wenn Sie wollen, können Sie ja in eines von den Geschäften hier wechseln gehen. Ich bleibe solange bei Ihrem Wagen!“

„Sie sind wohl trank, Herr! Wechseln gehn! Ich habe doch meine Zeit nicht gestohlen! Gehen Sie, wohin Sie wollen mit Ihrem Schein — schließlich befäme ich es gar noch mit der Polizei zu tun!“

Der Chauffeur trat wütend auf den Gashebel und fuhr ab.

„Ausgezeichnet!“, dachte Schuhmacher. „Bis jetzt habe ich 1.45 Mark eingesparrt. Setze ich natürlich auf die Rechnung.“

Da es um die Mittagszeit war, spürte Schuhmacher Appetit. Er sah sich um, entdeckte ein hübsches, kleines Weinrestaurant, das einen beinahe vornehmen Eindruck machte, und trat ein. Ein paar Duzend Gäste, ebensolche Kellner, eine Speisefarte, die ein typographisches Kunstwerk war, eine sehr verlockende Weinfarte. Schuhmacher aß und trank, nicht übermäßig, aber gut, und dann rief er den Zahlkellner und legte die Hundertmarknote auf den Tisch.

Wie gebannt hingen die Augen des Zahlkellners an der Note, und er war so aus der Fassung gebracht, daß er sich zu seinen eigenen Ungunsten verrechnete.

„Haben der Herr nicht vielleicht eine kleinere Note?“

„Nein“, sagte Schuhmacher scharf, „ich habe keine kleinere Note.“

„Das ist — verzeihen der Herr — aber — —“

„Sie glauben doch nicht, daß der Schein falsch ist!“

„Aber nein doch — gewiß nicht!“

„Was haben Sie denn dann gegen die Note? Sie werden mir doch nicht eintreden wollen, daß Ihr Unternehmen nicht in der Lage ist, eine Hundertmarknote zu wechseln!“

Der Kellner warf einen erschrockenen Blick um sich — hoffentlich hatte diesen Verdacht keiner von den übrigen Gästen gehört!

Der Geschäftsführer kam herbei, wechselte einige leise Worte mit dem Zahlkellner und wandte sich dann höchst verbindlich an den Gast mit der Hundertmarknote.

„Alles in bester Ordnung, Herr Doktor! Sie werden die Kleinigkeit vereinigen, wenn Sie gelegentlich wieder vorüberkommen. Nicht der Rede wert, verehrter Herr Doktor! Werden sehr erfreut sein, wenn Sie uns wieder die Ehre geben!“

„Wie Sie wollen!“, jagte Schuhmacher achselzuckend, steckte den Schein in die Tasche und ging, von einer Reihe tiefer Büdlinge begleitet. Er war in ausgezeichnete Laune — warum auch nicht? Er hatte recht gut und reichlich gegessen und getrunken, und nichts, gar nichts dafür bezahlt: das ist immerhin ein Grund, sich zu freuen. Er verzeichnete bereits einen Reingewinn von 10 Mark. Eben wollte er sich eine Zigarette anstecken, da sah er, daß er vor einem besseren Zigarrengeschäft stand.

Im nächsten Augenblick war er im Laden.

„Haben Sie echte Importen?“, fragte er den Verkäufer.

Der Mann hinter dem Ladentisch wurde ganz klein. „Aber selbstverständlich!“ Und er beistete sich, alle Schätze Havannas vor dem Kunden auszubreiten.

Schuhmacher wählte sehr sorgsam und sehr lange. Eine sehr schöne, dunkle und ausnehmend große Zigarre, die den allerbesten Eindruck machte. Er schnitt die Spitze ab und brannte die Zigarre an. „Ausgezeichnet!“, sagte er. „Wieviel? Drei Mark. Nicht teuer! Geben Sie mir noch vier Stück dazu. Hier!“ Und legte die Hundertmarknote auf den Tisch.

Der Verkäufer wurde blaß.

„Verzeihung, Herr — aber — —“

„Wollen Sie mir vielleicht sagen, daß der Schein falsch ist“, fuhr ihn Schuhmacher an.

„Aber gewiß nicht, Herr! Nur — verzeihen Sie — ich kann nicht — ich habe nicht — —“

„Sie haben keine 85 Mark, wollen Sie jagen? Ja, das tut mir leid. Sehr leid. Nun habe ich die Zigarre schon angebrannt — ich konnte doch nicht annehmen, daß ein Geschäft wie das Ihre nicht einmal einen laufigen Hundertmarkschein wechseln kann! Wie meinen Sie? Wenn ich wieder vorüberkomme? Meinewegen!“ Steckte den Schein wieder ein und verließ mit der brennenden Dreimark-Zigarre den Laden...

Das alles geschah vor zwei Wochen. Schuhmacher hat die Reportage nicht geschrieben und der Lokalfach hat ihn in der Zwischenzeit mit keinem Auge gesehen. Es geht ihm — Schuhmacher — ausgezeichnet. Den Hundertmarkschein hat er noch immer nicht gewechselt...

Wußten Sie das schon?

Als die normale durchschnittliche Körpertemperatur werden 37 Grad angesehen; doch weichen die Morgen- und Abendtemperaturen etwas davon ab: morgens sind 36,6 Grad das Normale, abends 37,4 Grad. Bei der Durchschnittstemperatur von 37 Grad geht der Stoffumsatz ungehindert vor sich. Aber die Temperatur ist nicht überall im Körper die gleiche, sondern in der Leber, dem Sitz der Höchsttemperatur, steigt sie auf 38 bis 39 Grad, an der Hautoberfläche dagegen nimmt sie ab, und in der Nasenspitze beträgt sie nur 22 Grad.

Seit Jahren arbeitet in Deutschland im Dortmund-Ems-Kanal bei Henrichenburg ein Schiffshebewerk, das Schiffe, die mit Last 600 000 Kilogramm wiegen können, 16 Meter hoch hebt. Das größte Schiffshebewerk befindet sich im Trent-Kanal bei Petersborough in Kanada. Dieses Werk hebt Schiffe sogar 20 Meter hoch und hat eine Tragkraft von 800 000 Kilogramm.

Die Eisströme, die sich aus den Gletschern Grönlands bilden, schieben sich mit einer Geschwindigkeit von 30 Meter an einem Tag zur Küste hin. Es ist vorgekommen, daß die transatlantischen Dampfer an einem Tag 300 bis 400 Eisberge gesichtet haben, von denen viele eine Höhe von 50 bis 60 Meter über dem Wasserspiegel haben, wobei zu bedenken ist, daß nur etwa ein Achtel des Berges aus dem Wasser herausragt. Das Segelschiff „Präsident Thiers“ begegnete im November 1896 Eisbergen, die 150 Meter hoch waren. Sie bedeckten das Meer in einer Breite von 37 Kilometer, so daß das Schiff lange Zeit durch die Sperre aufgehalten wurde. Im Jahre 1893 hatte sich an der patagonischen Küste eine etwa 300 Kilometer lange Eisbank gebildet, an der etwa 18 Schiffe gescheitert sind.

Wenn die Einwohnerzahl New Yorks im gleichen Maße anwächst wie in den letzten fünfzig Jahren, wird die Stadt im Jahre 1983 fünfzig Millionen Einwohner haben. Die Häuser müssen dann 200 bis 250 Stockwerk hoch sein. Der größte Teil des Verkehrs wird sich in der Luft abspielen, auch werden die Bürgersteige auf die Dächer verlegt sein.

Heute werden Tonfilme in nicht weniger als 60 verschiedenen Sprachen hergestellt.

In der Bibliothek des Britischen Museums sind über vier Millionen Bände, und die Gesamtlänge der Regale, auf denen diese Bände untergebracht sind, beträgt hundert Kilometer. Die Bibliothek wird in jedem Jahre durchschnittlich von 1 200 000 Menschen besucht.

In New York haben etwa drei Millionen Menschen Telephon, und die 496 Telephonzentralen werden durchschnittlich 11 millionenmal täglich angeläutet.

Die Wissenschaft kennt etwa 200 000 Pflanzen; vor hundert Jahren kannte man nur 50 000. Im Mittelalter waren die botanischen Kenntnisse sehr gering. Im Gegensatz dazu war Plinius, der im ersten Jahrhundert nach Christus lebte, weiter vorgeschritten; er kannte tausend Pflanzen, was zu seiner Zeit etwas ganz Ungewöhnliches war.

Das menschliche Herz schlägt in jeder Stunde durchschnittlich 5000mal. In 60 Jahren tut es demnach weit mehr als 2 500 000 000 Schläge.

Als das Kolosseum in Rom von Kaiser Titus im Jahre 80 n. Chr. eingeweiht wurde, fanden 100 Tage lang ununterbrochen Schaustellungen statt, bei denen 5000 wilde Tiere ums Leben kamen. Das gewaltige Theater hatte einen Umfang von einem halben Kilometer und bot für 85 000 Besucher Raum.

In Syrien befindet sich die Moschee Ahmed-el-Bedawi, mit einem Teich voller Karpfen. Diese Tiere gelten als heilig, und bei allen wichtigen Anlässen werden sie um Rat gefragt. Ein ehrwürdiger Scheich wirft ihnen Brot in den Teich und beobachtet sie dann aufmerksam. In der Art, wie die Karpfen nach dem Brot schnappen, — ob sie eifrig danach jagen oder es nur widerwillig zu sich nehmen — deutet der weise Scheich die Antworten, die die Götter auf die an sie gerichteten Fragen durch die Tiere geben.